

Heilsuchende, Entdecker und Abenteurer

In diesem Kapitel

- ▶ Der griechische Geschichtsschreiber Herodot
- ▶ Mittelalterliche Reiseberichte über den Orient
- ▶ Ein wiedererwachter Forscherdrang in Europa
- ▶ Die Wette eines Gymnasiallehrers und ihre Folgen
- ▶ Den Keilen auf der Spur

An der Entdeckung des Alten Orients waren viele Forscher beteiligt, angefangen bei den alten Griechen, die vom 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. die alten Perser, genau genommen die Achämeniden (mehr dazu in Kapitel 18 im Buch), noch persönlich kennengelernt haben. Die Griechen haben wichtige Vorarbeit geleistet, auch wenn man ihren Berichten über den Orient nicht immer Glauben schenken darf.

Die ersten Neugierigen im Mittelalter, die nach Spuren der Babylonier, Hethiter und Co. suchten, nahmen allerdings eine ganz andere Quelle zur Hand, nämlich die Bibel. Dort fanden sie viele Namen von Orten wie Babylon, Ninive oder Susa. Es wurde über große Reiche berichtet und von Schätzen, die ihre Könige angesammelt hatten. Was in der Bibel stand, war natürlich nicht alles wörtlich zu nehmen. Sie gab aber zumindest Hinweise, denen man im Orient selbst nachgehen konnte. Dort halfen dann die Einheimischen weiter, denn unter welchem Ruinenhügel sich beispielsweise die alte Stadt Babylon befand, hatte man sich dort über die Jahrtausende gemerkt.

Ab dem Mittelalter folgten dann erste europäische Abenteurer, sie kamen aus Italien, Deutschland, Großbritannien und sogar aus Dänemark. Dabei war Reisen im Orient damals wie heute nicht ganz ungefährlich. Nicht nur, dass man mit fremden Sprachen konfrontiert wurde, mit exotischem Essen und dem heißen Klima, auch gegen unbekannte Krankheiten musste man kämpfen, gegen die es noch keine Heilmittel gab. Trotzdem, die ersten Entdecker des Orients, die den weiten Weg von Europa angetreten waren, scheuten weder Gefahren noch ließen sie sich von dubiosen Gerüchten über die Einheimischen abschrecken. Aus dem Orient brachten sie allerlei exotische Objekte und Schrifttümer mit nach Hause. Sie halfen dabei, die ersten Stücke vom großen Puzzle über »Babylonier, Hethiter und Co.« zusammenzusetzen. Ein wichtiger Meilenstein war dabei die Entzifferung der Keilschrift.

Was die alten Griechen über den Orient wussten

Spätestens nachdem die achämenidischen Könige (685–331 v. Chr.) ihr Reich bis nach Griechenland ausgedehnt hatten, kamen Griechen in den Orient. Von ihren Erlebnissen und Eindrücken berichteten sie in ihren Schriftwerken. Am bekanntesten sind die *Historien* des Herodot (490–424 v. Chr.). In ihnen berichtet er nicht nur von den orientalischen Königen und ihrer Politik, sondern auch vom Alltagsleben. Allerdings muss man auf der Hut sein. Nicht alles, was die Griechen auf Pergament gebracht haben, entspricht auch der Wahrheit. Über Babylonier, Assyrer und Perser verbreiteten sie auch so manchen Unfug. So schreibt zum Beispiel Herodot, dass jede Babylonierin einmal in ihrem Leben Prostituierte sein musste. Verübeln kann man es den Griechen nicht, denn schließlich schrieben sie über ein Volk, das in ihren Augen »barbarisch« war.



Zwar entspricht vieles in den Werken griechischer Autoren wie auch in der Bibel nicht den historischen Tatsachen, trotzdem waren diese Schriften für viele Jahrhunderte in Europa die einzigen Nachschlagewerke, die man zur Verfügung hatte. Ihre Geschichten haben außerdem Maler und Komponisten noch bis ins 18. Jahrhundert n. Chr. inspiriert.

Hassliebe zu den Barbaren und der Beginn einer regen Geschichtsschreibung

Die erste Begegnung zwischen den Griechen und den Persern, der politisch stärksten Macht im Orient des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., war nicht friedlich (mehr dazu in Kapitel 18 im Buch). Viele Jahre dauerten ihre Kriege an, bis Alexander der Große (356–323 v. Chr.) die Perser besiegte und ihr Reich übernahm. Trotzdem hat dieser langjährige Konflikt den Griechen eine Tür zu neuem Wissen und zu fremden Kulturen geöffnet. Was sie im Orient erlebten, hat sie so beeindruckt, dass sich noch Jahrhunderte später griechische und dann römische Autoren mit dieser kulturellen Begegnung auseinandersetzten. So war der Erzfeind im Orient gleichzeitig ein Kulturbringer. Wie alle Völker, die jenseits der eigenen Heimat lebten, haben die Griechen auch die Perser als »Barbaren« angesehen, bis Alexander der Große den Orient persönlich zu Gesicht bekam und eines Besseren belehrt wurde. Er blieb dann gleich dort und starb in der damals prachtvollsten aller Städte, in Babylon.



Der erste Grieche, der über Mesopotamien schrieb, war Hecataeus von Milet. Er lebte von 550 bis 480 v. Chr. und war ein Pionier auf dem Gebiet der Geografie und Völkerkunde. In seinem zweiteiligen Werk *Periegesis*, »Weltrundreise«, schreibt er über die Völker, die damals rund um das Mittelmeer lebten. Dazu gehörten auch die Perser, genau genommen die Achämeniden (685–331 v. Chr.). Die meisten späteren griechischen Schreiber haben auf seine Arbeit verwiesen. Berühmt ist seine Weltkarte, deren Abbildung man in vielen Geschichtsbüchern finden kann.

Griechische Augenzeugen

Es gab nur wenige griechische Autoren, die das Reich der Perser mit eigenen Augen gesehen haben. So war zum Beispiel Ktesias von Knidos im 5. Jahrhundert v. Chr. als Arzt am persischen Hof tätig. Als er zurück in seine Heimat kam, schrieb er sein heute noch wichtiges Werk mit dem eingängigen Titel *Persica*. Es bestand aus insgesamt 23 Büchern und beschrieb in den ersten Teilen auch die Geschichte der Assyrer. Was die Perser betraf, so interessierte ihn vor allem das Leben bei Hof. Besonders ausführlich erzählte er von den Palastintrigen und Verschwörungen.



Wie die meisten Werke griechischer Autoren ist auch die *Persica* des Ktesias von Knidos nicht als ganzes Werk überliefert. Nur wenige Fragmente des Originals sind erhalten. Ansonsten hat man sein Geschichtswerk über Zitate in den Werken späterer griechischer und römischer Autoren rekonstruiert. Ganz sicher kann man sich daher nie sein, welche Informationen von Ktesias selbst stammen.

Auch der Athener Xenophon (etwa 426–355 v. Chr.) hat die Perser persönlich kennengelernt. Er hatte unter dem achämenidischen Statthalter von Kleinasien, Kyros dem Jüngeren, gedient. Von seinen Abenteuern, die ihn bis ins ferne Babylonien gebracht hatten, erzählt er in seinem Werk *Anabasis*, dem »Zug der Zehntausend« (mehr dazu in Kapitel 18 im Buch). Sein Werk ist vor allem wertvoll wegen seiner ausführlichen Beschreibung von Natur, Land und Leuten. Darin unterscheidet er sich von solchen Autoren, die sich auf die Geschichte, vor allem auf die Kriege zwischen Griechen und Persern beschränken.

Mehr Fantasie und weniger Wahrheit

Geschichten über die Perserkriege und über das Leben im Orient waren in Griechenland sehr beliebt. Noch Jahrzehnte später wurden von Griechen und später von Römern Werke darüber verfasst. Allerdings schrieben sie meist von ihren Vorgängern ab und schmückten ihre Berichte hier und da mit neuen Geschichten aus. Unter ihnen war zum Beispiel Diodorus Siculus (1. Jahrhundert v. Chr.) mit seiner *Universalgeschichte*, Strabon (63 v. Chr. bis 23 n. Chr.) mit seiner *Geographica* oder Plutarch (45–125 n. Chr.), der für seine Artaxerxes-Biografie Schriften gelesen hatte, die heute verschollen sind.

Was die Griechen so schrieben, entspricht daher nicht immer der Wahrheit. Selbst die *Persica* des Zeitgenossen Ktesias von Knidos (5. Jahrhundert v. Chr.) muss man kritisch betrachten. Bei seiner Geschichte vom assyrischen Reich nennt er nur sagenhafte Gestalten wie die Königin Semiramis oder den letzten assyrischen König Sardanapal, den es nie gab. Von babylonischen Königen weiß er nichts zu berichten. Auch setzte er den Untergang der assyrischen Hauptstadt Ninive um 900 v. Chr. an, was 200 Jahre zu früh ist.



Die *Persica* wurde dennoch zum Standardwerk für orientalische Geschichte und blieb es über das ganze 3. Jahrhundert v. Chr. Selbst römische Historiker aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. zitierten noch daraus.

Die »Hure Ninive« und König Sardanapal

Wie unterschiedlich die Berichte bei den Griechen und in der Bibel ausfallen, kann man an der Geschichte Assyriens ablesen, vor allem am Untergang des assyrischen Imperiums und seiner letzten Hauptstadt Ninive. Für die Bibel hatte sich mit Ninive genau dasselbe ereignet wie mit der »Hure Babylon«. Die assyrischen Könige hatten die Juden in Israel schlecht behandelt und mussten für ihren Übermut teuer bezahlen. Die Stadt wird in den Worten des Propheten Nahum als Hure angesprochen und dem Untergang geweiht (Buch Nahum, Kapitel 3, Vers 5): »Nun gehe ich gegen dich vor – Spruch des Herrn der Heere. Deine Schleppe hebe ich auf bis über dein Gesicht und lasse die Völker deine Blöße sehen; die Königreiche sehen deine Schande ... Verwüstet ist Ninive!«

Etwas anders schildern die Griechen den Untergang der Stadt Ninive. Danach war der letzte König Sardanapal – möglicherweise der historische König Assurbanipal (668 bis etwa 627 v. Chr.) – faul und verweichlicht und hatte keine Lust auf Krieg gehabt. Am liebsten vertrieb er sich die Zeit mit dem Spinnen von Wolle. Man sagte ihm auch nach, dass er homosexuell gewesen sei. Auf seiner Grabinschrift hat er den Spruch hinterlassen: »Ich habe gegessen, getrunken und mich amüsiert«. Nach griechischer Darstellung war allein der letzte König am Untergang des assyrischen Reiches schuld. In manchen Schriften griechischer Autoren bekommen die Berichte romanhafte Züge, auch wenn sich die Autoren selbst als Historiker bezeichnen. Am Ende wollte jeder mit seinem Werk beim griechischen Publikum punkten. Unterhaltung durfte dabei nicht zu kurz kommen.

Die Geschichten des Herodot

Als »Vater der Geschichtsschreibung« wird der Grieche Herodot (490–424 v. Chr.) genannt. Er wurde in Halikarnassos, dem modernen Bodrum in der heutigen Türkei, geboren und erlangte Weltruhm für sein neunbändiges Werk, die *Historien*, Griechisch *historiai*, was so viel wie »Erkundungen« bedeutet.



Seine Geschichte des Orients war eine der ausführlichsten, die damals verbreitet war. Zeitlich fängt sie um 700 v. Chr. an und reicht bis ins Jahr 479 v. Chr. Damit umfasst sie eine Spanne von über 200 Jahren.

Im Vergleich zu anderen Autoren bringt Herodot sehr viele Details und zwar auch zu den Vorgängern der Perser, den Assyryern und Babyloniern. Zum Beispiel erzählt er von König Sanherib, der tatsächlich 745 bis 680 v. Chr. über Assyrien regiert hat. Herodot liefert auch konkrete Daten für die Dauer des assyrischen Reiches und setzt seinen Untergang an das Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. Auch damit lag er völlig richtig. In seinem Werk findet sich aber auch viel Sagenhaftes, vor allem was die Stadt Babylon betrifft. So soll sie von der legendären Königin Semiramis erbaut worden sein. Abgesehen davon, dass die Identität dieser Figur bis heute umstritten ist (mehr dazu in Kapitel 15 im Buch), reicht die tatsächliche Gründung der Stadt Babylon um mehr als 2.000 Jahre weiter zurück (mehr dazu in Kapitel 9 im Buch).



Besonders delikat sind die Berichte des Herodot über die sogenannte Tempelprostitution. Danach musste sich jede babylonische Frau vor den Tempel der Aphrodite – so nannte man in Griechenland die babylonische Liebesgöttin Ishtar – hinsetzen und sich dem erstbesten Mann hingeben, der ihr dafür Geld anbot. Hatte sie diese Pflicht der Göttin gegenüber erfüllt, durfte sie wieder nach Hause. »Die Hässlichen müssen lange warten ... ; einige von ihnen bleiben dort drei oder auch vier Jahre!«

Kritik an Herodot

Von sich selbst behauptete Herodot, Ägypten und den ganzen Orient sogar bis nach Babylon bereist zu haben. Abgesehen von eigenen Beobachtungen will er auch Reisende, Soldaten oder Kaufleute befragt haben. Deutlich bemüht er sich, bei den Beschreibungen seltsamer Bräuche möglichst neutral zu bleiben. Auch stellte er mal zwei Geschichtsversionen einander gegenüber. Trotzdem sind seine Berichte fehlerhaft und waren wohl der Fantasie seiner Informanten oder seiner eigenen entsprungen. In der heutigen Forschungswelt wird sein Werk daher kritisch betrachtet.



Auch von seinen Zeitgenossen hat Herodot Kritik erfahren, so vom größten seiner Konkurrenten, Ktesias von Knidos (5. Jahrhundert v. Chr.). Seine *Persica* sei viel authentischer als die *Historien* des Herodot, so behauptete er. Schließlich habe er als Arzt am persischen Hof gearbeitet. In Wahrheit enthält jedoch auch seine Geschichte viele Fehler und Lücken (mehr dazu weiter vorn in diesem Kapitel im Abschnitt »Hassliebe zu den Barbaren und der Beginn einer regen Geschichtsschreibung«).

Die *Babyloniaca*: Babylonisches auf Griechisch serviert

In ihren Werken befassten sich die griechischen Autoren in erster Linie mit der Geschichte des persischen Reiches. Berichte über Assyrer und Babylonier sind selten und dann meist legendenhaft. Anders ist das bei der ersten Geschichte Babyloniens, die aus der Hand eines echten Babyloniers stammte. Sein Name war Berossos, auf Babylonisch *Bel-re'uschunu*, was »Der Herr (= Marduk) ist ihr Hirte« bedeutet.

Im Dienste des Monarchen

Berosos lebte im 3. Jahrhundert v. Chr. in Babylon, wo er gleichzeitig Gelehrter, Priester und Astronom am Tempel des obersten babylonischen Gottes Marduk war. Zu seiner Zeit herrschten die Seleukiden (305–63 v. Chr.), die Nachfolger von Alexander dem Großen (356–323 v. Chr.) über den Orient (mehr dazu im ersten Bonuskapitel). Aus diesem Grund war auch das Werk des Berossos, die dreibändige *Babyloniaca*, nicht in babylonischer Keilschrift, sondern in der Sprache der neuen makedonischen Könige geschrieben, dem Griechischen. Gewidmet hat Berossos sein Werk dem seleukidischen König Antiochos I. (281–261 v. Chr.). Damit wollte er ihm sein neues Herrschaftsgebiet näherbringen. Antiochos I. war durchaus interessiert an der babylonischen Kultur. Er passte sich den Landessitten an und kümmerte

sich wie schon Alexander der Große vor ihm um babylonische Tempel und ihre Götter. Leider ist die *Babyloniaca* nicht im Original erhalten. Das Werk ist in Auszügen aus den Texten späterer griechischer und römischer Schriftsteller bekannt.

»Geschichte« mal anders

Die *Babyloniaca* des Berossos beginnt in einer mythischen Vorzeit. Damals waren seltsame Mischwesen, die halb Fisch und halb Mensch waren, am Persischen Golf an Land gegangen. Sie brachten den Menschen im Auftrag der Götter Kultur, zeigten ihnen, wie man Felder bebauen, Keile schreiben und Bier brauen konnte. Berossos berichtet dann weiter von Kämpfen unter den Göttern und der großen Sintflut.

Im zweiten Teil der *Babyloniaca* hat Berossos dann die mythische Vorzeit verlassen. Nun listet er babylonische und assyrische Könige auf, die seit der Sintflut in Babylonien regiert haben sollen. Das letzte Datum, das er in sein Buch aufnimmt, ist der Tod von Alexander dem Großen am 11. Juni im Jahr 323 v. Chr.

Zwar würde man heute die *Babyloniaca* des Berossos nicht als ein »Geschichtswerk« auffassen, trotzdem beruhen ihre Inhalte auf historische Daten, wie man sie im damaligen Babylonien traditionellerweise kannte. So wurden schon im 2. Jahrtausend v. Chr. Listen über regierende Könige und ihre Dynastien angelegt (mehr dazu in Kapitel 3 im Buch).

Den orientalischen Hauptstädten auf der Spur

Nachdem der letzte Grieche und der letzte Römer der Antike gestorben waren, ging im Laufe der folgenden Jahrhunderte fast alles Wissen über Babylonier, Hethiter und Co. verloren. Mit Ausnahme einer einzigen Quelle, der Bibel. Ihr ist es zu verdanken, dass die Stadt Babylon jedem ein Begriff war. Aber auch andere orientalische Namen hat sie der Nachwelt erhalten, ob von Städten oder von Königen. Am wirkungsvollsten war aber die Geschichte vom *Turm zu Babel*. Sie inspirierte nicht nur Maler, Bildhauer und Poeten, sondern auch Forscher und Abenteurer, die dem Wahrheitsgehalt dieser Erzählung auf den Grund gehen wollten.



Nicht weit von Bagdad lag ein Ruinenhügel mit Namen *Babil*. Im 12. Jahrhundert n. Chr. erzählten sich einheimische Araber, dass sich unter seinem Schutt die berühmte Stadt Babylon verbarg. Was sich im Volksmund über die Jahrtausende erhalten hatte, entsprach teilweise der Wahrheit. Denn dort lag der Sommerpalast des babylonischen Königs Nebukadnezar II. (605–562 v. Chr.), der sich im Norden der eigentlichen Stadt befand.

Erste Skizzen und Reiseberichte

Der erste erfolgreiche Orientreisende aus dem Mittelalter war Benjamin von Tudela (gestorben 1173), ein spanischer Rabbiner. Im Orient verbrachte er insgesamt 13 Jahre zwischen 1160 und 1173, in denen er bis nach Mesopotamien und Persien reiste.



Das eigentliche Ziel des Benjamin von Tudela waren die jüdischen Gemeinden im Orient. Er wollte ihre Lebensweise und ihre Sitten kennenlernen, um seinen jüdischen Wurzeln nachzugehen. Außerdem suchte er für seine eigenen verfolgten Glaubensgenossen in Europa nach Zufluchtsmöglichkeiten im Orient.

Seine Berichte, die *Massaot Binjamin mi-Tudela*, übersetzt »Reisen des Benjamin von Tudela«, verfasste er auf Hebräisch. Veröffentlicht wurden sie aber erst 1543 in Konstantinopel, dem heutigen Istanbul. Unter den vielen Orten, die Benjamin von Tudela im Orient besuchte, waren die Ruinen von Babylon und Ninive. Die letzte Hauptstadt der Assyrer, Ninive, hatte er sogar richtig lokalisieren können, und zwar am Ostufer des Tigris bei der Stadt Mossul.

Auf der Suche nach dem Zentrum Assyriens

Einen genaueren Bericht von der Lage der assyrischen Hauptstadt Ninive lieferte 200 Jahre später der marokkanische Gelehrte Ibn Battuta (1304–1368), den man den »arabischen Marco Polo« nannte. Um das Jahr 1327 hatte er dieselben Gegenden wie einst vor ihm Benjamin von Tudela bereist. Später beschrieb er in seinen Reiseberichten ein Ruinenfeld in der Nähe des angeblichen Grabes des Propheten Jonas. Auf Arabisch wurde der Ort Nebi Yunus genannt. Dort fand Ibn Battuta Reste einer Mauer mit Toren, die er völlig korrekt als die Ruinen von Ninive erkannte. Damit hatte man zum ersten Mal eine genaue Lage der wichtigsten assyrischen Hauptstadt Ninive.

Babylon kommt nach Bayern

Die erste ausführliche Beschreibung der Ruinen von Babylon ist dem bayrischen Ritter und Edelmann Johannes Schiltberger (1370–1427) zu verdanken. In den Orient hatte ihn weder der Glaube noch der Wissensdurst getrieben, sondern der Krieg. Er hatte sich am letzten Kreuzzug gegen die Osmanen in Bulgarien im Jahr 1396 beteiligt. Nach sechsjähriger Gefangenschaft bei den Osmanen schloss er sich dem siegreichen Mongolenherrscher Timur an. Nachdem er viele Jahre von einem Herrscher zum nächsten wechselte, gelang ihm 1426/27 die Flucht über Konstantinopel zurück in seine Heimat Bayern. Auf seinen Reisen im Trupp der Tartaren kam er über Mesopotamien und Persien bis nach Indien und sogar bis nach Sibirien. Seine Erlebnisse in diesen 32 Jahren fern der Heimat schrieb er in einer Autobiografie nieder. Dort hinterließ er auch einen Plan der Ruinen von Babylon, der sogar die Maße der Mauern und die Gesamtgröße der Stadt enthielt. Dass der bayrische Edelmann in Babylon war, daran besteht inzwischen kein Zweifel. Vermessen hat er an Ort und Stelle aber wohl nichts, denn seine Daten entsprechen alle den Angaben des griechischen Geschichtsschreibers Herodot (490–424 v. Chr.).

Ein Arzt auf Abwegen

Etwa 150 Jahre später begab sich im Jahr 1574 ein deutscher Arzt mit Namen Leonhard Rauwolff (1535–1596) auf eine dreijährige Rundreise durch den Orient, bei der er auch in Babylon Station machte. Auch er war weniger an der Geschichte der Region, sondern eher an neuen Mitteln für seinen Beruf interessiert.



Leonhard Rauwolff war im Orient auf der Suche nach neuen Arzneien und Heilmitteln, die er zu Hause erproben und verkaufen wollte. Besonders beeindruckt war er von den vielen orientalischen Pflanzenarten, die er in seinem *Kräuterbuch* ausführlich darstellte. Er war außerdem der erste Europäer, der die Wirkung von Kaffeebohnen beschrieb.

In seiner *Aigentlichen Beschreibung der Raiß inn die Morgenländer* bemerkt Leonhard Rauwolff zu den Ruinen von Babylon, dass man noch unzählige Reste von Gebäuden und Mauern erkennen kann. Er beschreibt auch Lehmziegel, die er vor Ort fand. Sehr lebendig ist seine Beschreibung der kargen Umgebung. Er warnt vor Ungeziefer, Skorpionen und Schlangen, die in allen Winkeln der Ruinen lauerten. Seine Beschreibungen waren wohl nicht abschreckend genug. Im Gegenteil, sie verleiteten Zeitgenossen und spätere Abenteurer, die alten Stätten der Bibel selbst zu erkunden.

Orientforschung in den Kinderschuhen

Die ersten gezielten Versuche, dem Boden Mesopotamiens seine Geheimnisse zu entlocken, fanden im 17. Jahrhundert statt. Europäer hatten jetzt einen neuen Forschergeist entwickelt. Sie beschrieben, was sie sahen, zeichneten und trugen Objekte in ihre Heimat. Dort wurden sie herumgezeigt und noch Jahre später studiert. Hauptattraktion im Orient waren dabei die Bauwerke der achämenidischen Könige (685–331 v. Chr.) im Gebiet des heutigen Iran. Sowohl die Ruinen ihrer Hauptstadt wie auch ihrer Gräber in Naqsch i-Rustam ragten noch immer gut sichtbar in die weite Wüstenebene hinaus.

Spanische Forschungsarbeit

Erst im Jahr 1618 erkannte der Spanier García da Silva Figueroa (1550–1624), der als Botschafter in den Orient kam, dass der Baustil von Persepolis nicht griechisch, sondern persisch war, denn er hatte alte Schriften der Griechen und Römer studiert. Auch das Geschichtsbuch des römischen Historikers Diodorus Siculus (1. Jahrhundert v. Chr.) nahm er zur Hand, der über die Perser des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. noch einiges zu berichten wusste. Figueroa wollte die alten Ruinen der einst großen Herrscher nicht nur bestaunen und vermessen. Er wollte auch verstehen, wer sie wann und warum gebaut hatte. Damit schlug er einen neuen Weg für die Erforschung Mesopotamiens ein.

Italienische Pionierarbeit

Mit ähnlichem Forschergeist gelangte im November 1616 der Römer Pietro della Valle (1586–1652) zu den Ruinen von Babylon. Als Römer beschäftigte er sich am liebsten mit den schönen Künsten und der Wissenschaft.



Pietro della Valle war im Alter von 28 Jahren als Pilger in den Orient gezogen. Seine Reise führte ihn über die Türkei, Ägypten, Jerusalem, Syrien und Persien bis nach Indien. Seine Wallfahrt dauerte insgesamt elf Jahre an.

In Babylon schaute sich Pietro della Valle zunächst ausgiebig um und ließ dann sogar einige Grabungen durchführen. Damit kann man ihn als ersten Ausgräber in Mesopotamien ansehen. Sehr detailliert sind seine Beschreibungen zu Beschaffenheit, Material und Bauweise der architektonischen Überreste, die er in Babylon an Ort und Stelle untersuchte.



Aus den Reiseberichten des Pietro della Valle über luftgetrocknete Lehmziegel: »Die Materi, woraus dieses ganze Gebäude ist erbauet worden, ist das anmerklichste Ding, so ich jemals gesehen, welche ich auch mit höchstem Fleiß betrachtet und an unterschiedlichen Orten mit Hauen habe aufgraben lassen. Dieser seind über die Maßen große und dicke, an der Sonnen, meinem Bedünken nach, gedörrte Steine, fast ebenso eben wie die Erde, welche die Spanier Tappie nennen ... !«

Nicht nur aus Babylon, auch aus anderen Ruinenstädten wie Ur und Ninive trug Pietro della Valle Rollsiegel und beschriftete Ziegel in seine Heimat Rom. Besonders interessierten ihn ihre merkwürdigen Inschriften. Die schönsten fand er in den Ruinen von Persepolis, der Hauptstadt des persischen Großreiches. Er zeichnete sie ab und war damit der Erste, der die Inschriften in Keilschrift nach Europa brachte. Er hatte auch gleich richtig vermutet, dass man sie von links nach rechts lesen müsste.



Seine Erlebnisse und Abenteuer hat Pietro della Valle in 54 Briefen an einen Freund beschrieben. Sie sind 1650 als drei Bände seiner *Viaggi descritti in lettere familiari ecc.* in Rom erschienen. Von den vielen wundersamen Dingen, die ihm auf seiner Reise begegneten, erzählt er in einem sehr lebendigen und unterhaltsamen Stil. Da die Briefe sehr beliebt waren, wurden sie ziemlich bald ins Französische sowie als *Reiß-Beschreibung in unterschiedlichen Theilen der Welt* ins Deutsche übersetzt und 1674 in Genf veröffentlicht.

Vom Turm des Jesuiten

Ein bedeutender Universalgelehrter des 17. Jahrhunderts war Athanasius Kircher (1602–1680). Er wurde in Fulda geboren, lebte aber bis zu seinem Tod in Rom. Seine Bücher boten ein weites Spektrum: Mathematik, Geologie, Medizin, Musiktheorie und sogar Ägyptologie.

Sein letztes Buch, das ein Jahr vor seinem Tod erschien, hatte den Titel *Turris Babel*, »Turm zu Babel«. Das Thema hatte ihn aus physikalischen wie aus sprachwissenschaftlichen Gründen interessiert. Er stellte ausführliche Berechnungen darüber an, ob ein solch hoher Turm, der zum Himmel reichte, überhaupt gebaut werden konnte. Dabei basierten seine Studien nur auf den Daten aus der Bibel. Er selbst hat den Orient nie bereist. Trotzdem bestätigten seine Berechnungen, was der normale Menschenverstand schon erahnt hätte, dass ein Projekt mit dem Ausmaß vom Turm zu Babel von der Statik her nicht realisierbar ist.

Ein rastloser Alleswisser

Mit 16 Jahren wurde Athanasius Kircher Jesuit. 1638 wurde er Professor am *Collegium Romanum (Gregoriana)*, der universitären Hochburg der Jesuiten in Rom, wo er Mathematik, Physik, Hebräisch und Syrisch lehrte. Er wurde sogar zum wichtigsten wissenschaftlichen Berater des Papstes. Auf ihn gehen mehrere Entdeckungen und Erfindungen zurück. So äußerte er die Idee, dass die Pest durch »kleine Würmer« im Blut verursacht werde. Er erfand zum Beispiel auch einen Vorläufer der modernen Filmprojektion, das *Smi-crocopium parastaticum*. Zwar waren seine Theorien zu den ägyptischen Hieroglyphen fehlerhaft, trotzdem konnte davon ihr endgültiger Entzifferer Jean-François Champollion (1790–1832) noch einiges verwerten. Für den Turm zu Babel berechnete er, dass dieser allein bis zum Mond eine Höhe von 300.000 Kilometern haben müsste. Abgesehen davon, dass das hierfür nötige Material gar nicht vorhanden wäre, würde ein Turm solchen Ausmaßes auch die ganze Erde ins Wanken bringen. Nach Atanasius Kircher würde sie sogar von ihrer Position im Zentrum der Welt herausgeschleudert werden.

Keil oder Nagel

Nachdem die ersten Inschriften in Keilschrift nach Europa gelangt waren, stellte sich nun die Frage nach ihrer Benennung.



Die Schrift, die Babylonier, Hethiter und Co. für ihre Texte benutzten, nennt man heute Keilschrift. Als Keil bezeichnet man das Grundelement, aus dem alle Zeichen zusammengesetzt werden, ob in waagerechter, senkrechter oder schräger Stellung. Neben dem einzelnen Keil \neg unterscheidet man noch den Winkelhaken \sphericalangle .

Als Erstes musste der »Keil« als Grundelement der einzelnen Zeichen erkannt und benannt werden. Dies leisteten beinahe gleichzeitig zwei Forscher:

- ✓ Der Schwede Engelbert Kaempfer (1661–1716): Über Bekannte am schwedischen Hof schaffte es Kaempfer, sich einer Gesandtschaft des schwedischen Königs Karl XI. als Arzt und Sekretär anzuschließen. Ihr Ziel war es, Handelsbeziehungen mit dem Orient zu knüpfen. Die Reise führte Kaempfer über Finnland und Russland bis nach Persien. Dort verblieb er vier Jahre, bevor es ihn mit der Niederländischen Ostindien-Kompanie nach Indien und 1690 dann nach Japan trieb.
- ✓ Der Engländer Thomas Hyde (1636–1703): Hyde war ein berühmter Orientalist und Sprachgelehrter, der an der Universität von Oxford studierte und lehrte und dann mehrere Jahre Oberbibliothekar seiner berühmten *Bodleian Library* war. Seine Begabung für orientalische Sprachen war außergewöhnlich. Er lernte Arabisch, Persisch, Hebräisch, Syrisch und sogar Chinesisch.

Die Namensgebung

Viele Jahre nachdem Engelbert Kaempfer wieder in Europa war, brachte er seine Erlebnisse in seinen *Amoenitates Exotica*, »Reiz fremder Länder«, zu Papier, die 1712 herauskamen. Danach war er 1686 in der persischen Hauptstadt Persepolis einige Tage verblieben, um zu zeichnen, zu beschreiben und zu vermessen: »Ich werde, so viel ich im knappen Zeitraum von drei Tagen erreichen konnte, in denen ich mir keine Zeit zum Essen gelassen habe, getreulich mitteilen!« Insgesamt hatte er 500 Schriftzeichen von den Wänden und Reliefs abgemalt und der Schrift einen Namen gegeben: *litterae cuneatae*, zu Deutsch »Keilschrift«.

Zwölf Jahre zuvor hatte allerdings bereits der englische Orientalist Thomas Hyde in seinem Hauptwerk *Historia religionis veterum Persarum*, das im Jahre 1700 erschien, die Schriftzeichen von Persepolis als *ductuli pyramidales seu cuneiformes* bezeichnet, zu Deutsch »Pyramiden- oder Keilform«.

Die Heimat des Keils

Einen anderen Namen erhielt die Keilschrift im Irak und in Syrien, wo man in den Zeichen eine andere Grundform erkannte, und zwar einen Nagel, Arabisch *mismar*. Und so heißt die Schrift auch heute noch bei den modernen arabischen Forschern *Kitabah Mismariyyah*, »Nagelschrift«.



Für die Babylonier selbst hatte ihre Schrift die Form von Dreiecken oder Keilen, Akkadisch *santakku*. Das Schreiben der Keile in Ton ist ein »Sticheln« oder »Tüpfeln«, Akkadisch *takapu*. So sah das wohl auch aus, wenn ein geübter Schreiber mit dem Schreibgriffel aus Rohr in den feuchten Ton seine Sätze »tüpfelte«.

Mit europäischem Forschergeist gen Orient

Ende des 18. Jahrhunderts zog es immer mehr Europäer in den Orient. Es war die Blütezeit der Handelskompanien. Könige und Fürsten in Europa hatten den Orient als neue Quelle für Rohstoffe und neue Handelsgüter erkannt. Der Kampf um die Kontrolle der Handelswege nahm in dieser Zeit seinen Anfang. Aus Europa schickte man Expeditionen bis nach Indien und China los, um mögliche Waren und Handelswege auszukundschaften. Die ersten ostindischen Handelskompanien wurden schon Anfang des 17. Jahrhunderts von Engländern und Niederländern gegründet.



Handelskompanien hatten von ihren Regierungen das Recht erhalten, Kriege zu führen, und bestanden daher zu großen Teilen aus militärisch geschultem Personal.

Viele Mitglieder dieser Kompanien packte der Forschergeist, kaum dass sie die Ruinen von Babylon, Ninive oder Persepolis gesichtet hatten. Immer mehr Fundstücke, Tontafeln und Inschriften kamen so nach Europa, sei es im Original oder als Zeichnungen und Abschriften.

Man fing an, sie systematisch zu erforschen. Ordnen, Dokumentieren, Analysieren und Interpretieren, solche Methoden wurden verfeinert. Die neue Wissenschaft von den Kulturen des Alten Orients war damit ins Leben gerufen.

Forschung im Auftrag Dänemarks

Carsten Niebuhr (1733–1815), der Sohn eines Pfarrers in Cuxhaven, war mit einem bestechend klaren Beobachtungsvermögen gesegnet. Ihm verdankt die europäische Wissenschaft die ersten Kopien von Hieroglyphen und Keilschriftzeichen, die so genau waren, dass man sie überhaupt für Entzifferungsversuche benutzen konnte. Denn – wie er selbst schreibt – legte er auf »jeden kleinen Strich« wert.

1761 zog Carsten Niebuhr mit einer Arabienexpedition, die der dänische König Frederik V. finanzierte, in den Orient. Nach einer strapaziösen und verlustreichen Unternehmung machte er sich 1767 auf die Rückreise in die Heimat, die ihn durch Städte in Syrien, Jerusalem und Zypern führte. Besonders wichtig war es ihm, auch die Ruinen der Perserhauptstadt Persepolis zu sehen. Hier blieb er mehrere Tage und kopierte und zeichnete Reliefs und Inschriften. Die Begegnung mit dieser Stadt hatte ihn zutiefst beeindruckt. Sein Sohn berichtet: »Das Bild dieser Ruinen blieb ihm sein Leben lang unauslöschlich, sie waren für ihn das Juwel von allem, was er gesehen!«

Carsten Niebuhrs filmreifes Orientabenteuer

Obwohl Carsten Niebuhr Mathematik und Kartografie in Göttingen studierte, interessierte ihn schon immer auch die praktische Seite der Wissenschaft. Seine Stärken waren das Vermessen von Städten und Ländern sowie das Zeichnen von Karten. Überhaupt zeigte er in allem, was er zeichnete und kommentierte, ob ägyptische Hieroglyphen oder die persischen Reliefbilder, eine ungeheure Präzision.

Der ebenfalls in Göttingen tätige Orientalist und Theologe Johan David Michaelis (1717–1791) beschäftigte sich mit der Frage, wie viel Wahrheit in der Bibel steckt. Um dies herauszufinden, rief er eine dänische Arabienexpedition ins Leben. Carsten Niebuhr wurde Mitglied der sechsköpfigen Forschertruppe und stach am 7. Januar 1761 mit dem Kriegsschiff *Grønland* von Kopenhagen aus mit in See. König Frederik V. von Dänemark hatte den Expeditionsmitgliedern Verhaltensregeln mitgegeben: »Die sämtlichen Reisenden haben sich gegen die Einwohner Arabiens der grössten Höflichkeit zu befleißigen. Sie sollen ihrer Religion nicht widersprechen, noch weniger sie auch nur implicite verächtlich machen.« 1767 sollte Carsten Niebuhr als einziger Überlebender nach Europa zurückfinden.

Das erste Ziel der Reise war Konstantinopel. Mit dabei waren ein Sprachgelehrter und Experte für das Arabische, ein Naturkundler, ein Arzt, ein Maler und Carsten Niebuhr als Kartograf. Sie alle waren nicht nur Experten auf ihrem Gebiet, sondern auch mutige und abenteuerlustige junge Männer. Sechster im Bunde war ein Diener, der für Transport und

allgemeines Wohlbefinden sorgte. Von der Türkei aus ging es dann weiter nach Ägypten. In Kairo wechselten sie ihre europäische Kleidung gegen orientalische und blieben dort zwei Jahre lang. Niebuhr fand Gefallen an der alten Kultur Ägyptens und versuchte sich in der Entzifferung der Hieroglyphen. Nach einem kleinen Abstecher auf den Sinai ging es weiter nach Arabien. Hier fühlte sich die Truppe besonders wohl, weil sich die Araber dieser Gegend wenig aus ihnen machten. Niebuhr zeichnete eine Karte vom Jemen, die noch 100 Jahre lang die wichtigste und aktuellste blieb. Zum Unglück aller wurde diese Region um 1763 von einer schweren Malaria heimgesucht, die unzählige Tote forderte. Auch die jungen europäischen Forscher blieben nicht verschont. Die letzten zwei Überlebenden flohen per Schiff nach Bombay, wo auch noch der letzte Gefährte Niebuhrs der Malaria erlag. Nach einem Jahr Aufenthalt in Bombay, in dem er seine eigene Erkrankung auskurierte, trat er 1767 als letzter Überlebender die lange Heimatreise an.

Ein Sprachgenie aus Bristol

Mit gerade mal 15 Jahren konnte der junge Claudius James Rich (1786–1821) aus Bristol Persisch, Arabisch, Hebräisch und Türkisch. Latein und Griechisch hatte er schon mit neun Jahren gelernt. Seine Leidenschaft für Altertümer und ihre Geschichte entbrannte, als er im Dezember 1811 die Ruinen von Babylon besuchte. Voller Tatendrang ließ er im nächsten Jahr das ganze Gelände vermessen und führte sogar Ausgrabungen in der umliegenden Region durch.



Claudius James Rich hatte eine Blitzkarriere in der East India Company gemacht. Mit 16 Jahren wurde er dort als Kadett aufgenommen. Nach einem fleißigen Studium der orientalischen Welt und einer Reise nach Bombay wurde er mit 22 Jahren dann zum *Resident* der East India Company in Bagdad ernannt, was heute einem Konsul entspricht.

Auf dem Weg zur Entzifferung

Claudius James Rich bereiste die Gegend bei der modernen Stadt Mossul auf der Suche nach Ninive, der letzten Hauptstadt der Assyrer. Sie wurde bei den Ruinenhügeln von Kujundschiq und Nebi Yunus vermutet. Einheimische hatten ihm den Hinweis gegeben, dass er dort ohne große Mühe Keilschrifttafeln und beschriftete Ziegel finden könne. Rich schickte alle seine Funde direkt nach Deutschland. Dort war Grotefend (1775–1853) mit der Entzifferung der Keilschrift beschäftigt. Auch mit dem Wiener Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774–1856) stand er in engem Kontakt. Zeichner und Kopist an der Seite von Rich war Karl Bellino, sein persönlicher Sekretär. Ihm verdankt die Forschung präzise Zeichnungen von langen Keilschrifttexten. Er verstarb jedoch früh im November 1820 an einem schlimmen Fieber und wurde in Mossul begraben. Ein Jahr später starb dann auch Claudius James Rich. Mit gerade mal 34 Jahren war er nach einem Besuch der Ruinen von Persepolis Opfer der Cholera geworden.

Der Bellino-Zylinder

Karl Bellino war nicht nur ein guter Zeichner, sondern selbst Orientalist. Sechs Jahre lang hat er für James Claudius Rich als Sekretär und Dolmetscher gearbeitet. Nach ihm ist eine berühmte Inschrift benannt, der sogenannte *Bellino-Zylinder*. Claudius Rich hatte dieses seltsame Tonobjekt – er selbst nannte es »Tonvase« – in den Ruinen vom Hügel Nebi Yunus gefunden. Es war ein konkaver Tonzylinder von 25 Zentimetern Länge und 12 Zentimetern Breite, auf dem mehr als 60 Zeilen Keilschrift standen. Mit unendlich viel Fleiß und Geduld fertigte Bellino eine hervorragende Kopie dieser Inschrift an, obwohl er selbst kein Wort von dem, was er da abmalte, verstand. Selbst nach der Entzifferung der Keilschrift rühmte man sein Werk für seine Präzision. Die Inschrift selbst beschreibt die Bautätigkeit des assyrischen Königs Sanherib (701–681 v. Chr.) in Ninive. Heute befindet sich der Bellino-Zylinder im British Museum in London.

Das Vermächtnis

Erst viele Jahre nach dem Tod des Claudius James Rich erschienen 1839 seine Berichte mit dem Titel *Narrative of a Residence in Koordistan and on the site of Ancient Nineveh* (»Bericht über einen Aufenthalt in Kurdistan und bei den Ruinen des antiken Ninive«). Zu der Zeit waren die größten Rätsel um die Entzifferung der Keilschrift schon gelöst. Trotzdem weckten seine Berichte das Interesse der späteren Ausgräber von Assyrien und seiner Hauptstädte. Seine Beschreibungen und Hinweise waren die Grundlage für die Forschungsunternehmungen des Franzosen Paul Émil Botta (1802–1870) und des Engländers Sir Austen Henry Layard (1817–1894) (mehr dazu im dritten Bonuskapitel).



Wer heute die Ruinen von Babylon besucht, trifft am Ende der Prozessionsstraße auf den »Löwen von Babylon«. Diese Statue von etwa 2 x 1 Meter Größe wurde von Claudius James Rich (1787–1821) freigelegt. Nach einer Legende soll ein europäischer Reisender Gold aus dem Löwenmaul hervorgeholt haben. Seitdem hat die Statue daher um einiges gelitten, man bohrte Löcher in sie hinein und sprengte sogar ihren Kiefer entzwei. Nach England wollte man den Löwen nicht verschiffen, da er zu groß und nicht schön genug war. In Wahrheit ist das Stück unfertig und nur roh behauen. Wahrscheinlich wurde der Löwe im 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. aus dem Steinbruch nach Babylon gebracht und dann dort einfach liegen gelassen.

Ein Lehrer mit Sinn für Keile

Als Entzifferer der Keilschrift ist nicht etwa ein Wissenschaftler oder Forscher in die Geschichte eingegangen, sondern der deutsche Gymnasiallehrer Georg Friedrich Grotefend (1775–1853). Zur Keilschrift war er wegen einer Wette gekommen: Er vertrat die Meinung, dass ein unbekanntes Schriftsystem aus sich selbst heraus gelöst werden könne.



Im Juni 1775 wurde Georg Friedrich Grotefend in Hannoversch Münden als Sohn eines Schusters geboren. Schon zu Schulzeiten lernte er Latein und Griechisch. In Göttingen studierte er Theologie und Philosophie und fing parallel dazu an, am Göttinger Gymnasium zu unterrichten.

Um seine Annahme zu beweisen, nahm sich Grotefend die Keilschrift vor. In den Berichten des Abenteurers Carsten Niebuhr (1733–1815) fand er, was er brauchte: einen kurzen Text mit einer überschaubaren Anzahl von Zeichen und Zeilen. Bei der Entzifferung half ihm außerdem sein Wissen aus Herodots Geschichte über das persische Reich (mehr dazu weiter vorn in diesem Kapitel im Abschnitt »Die Geschichten des Herodot«).



Die Inschriften, die sich Grotefend für seine Entzifferung ausgesucht hatte, stammten aus Persepolis, der Hauptstadt der Achämeniden. Inzwischen wusste man, dass es sich um Texte früherer Könige von Persien handelte. Man wusste auch, dass die Schrift eine Sprache wiedergab, die dem Mittelpersischen ähnelte, einer Sprache, die man bereits in Wort und Schrift entziffert hatte.

Grotefend entziffert die Keilschrift

Bei seiner Entzifferung verließ sich Grotefend auf zwei Eckpfeiler: 1. Die Macht der Tradition, 2. Herodot. In einem ersten Schritt nahm er mittelpersische Königsinschriften zur Hand, die etwa 500 Jahre später datiert werden. Aus ihnen übernahm er die gängigen Floskeln, mit denen sich Könige selbst titulierten. Dabei setzte er darauf, dass solche Floskeln meist eine lange Tradition haben und daher auch schon bei den achämenidischen Königen üblich waren. Beim Vergleich von zwei kurzen Texten entdeckte er die Zeichen für den Titel »König der Könige« und »Sohn des Königs Soundso«.

Nun machte sich Grotefend an die Namen heran. Hierzu nahm er sich die *Historien* des Herodot vor, wo alle Namen der frühesten persischen Könige genannt werden. Indem er die jeweiligen Anfangsbuchstaben der Namen verglich und alle Möglichkeiten durchging, welcher König wessen Sohn sein könnte, schaffte er die letzte Hürde. Er las: »Xerxes, der große König, der König der Könige, des Dareios, des Königs Sohn, der Achämenide«. Damit war die altpersische Keilschrift entziffert.

Nach seinem Erfolg mit der altpersischen Keilschrift versuchte sich Georg Friedrich Grotefend auch an der babylonischen Keilschrift. Da er selbst nie den Orient bereist hatte, war er von dem Engländer Claudius James Rich abhängig. Da dieser fest an die Fähigkeiten des deutschen Hobbyforschers glaubte, belieferte er ihn mit neuen Funden und Texten aus den orientalischen Ruinenstätten. Trotzdem sollte Grotefend die Entzifferung der babylonischen Keilschrift nicht mehr gelingen.

Vater der Assyriologie

Auch Henry Creswicke Rawlinson (1810–1895) hatte schon in jungen Jahren Latein und Griechisch gelernt. Und genau wie Claudius James Rich kam auch er in jungen Jahren zur *British East India Company* und gelangte ein Jahr nach seiner Aufnahme mit 17 Jahren nach Indien. Dort lernte er die wichtigsten orientalischen Sprachen, Hindu, Arabisch und Persisch. Sein eigentliches Interesse galt aber seit jeher der Keilschrift. Ihr war er zum ersten Mal im Alter von 26 Jahren begegnet. Als er 1835 in den Dienst des persischen Schahs getreten war, erfuhr er von den langen Keilinschriften an den Felsen von Alwand und Behistun im Südosten des heutigen Iran. Er machte sich sogleich auf, sie in Augenschein zu nehmen und war von ihnen so fasziniert, dass er den ganzen Sommer über immer wieder die 35 Kilometer von der Stadt Kermenschah dorthin auf seinem Pferd zurücklegte, um sie abzuzeichnen.

Der Keilschrift verschrieben

Nach dem forschungsintensiven Sommer stellte Rawlinson dann bis 1843 in Indien und Persien seine herausragenden Qualitäten als Stratege, Militärberater und Diplomat unter Beweis. Eine Karriere in der Armee lehnte er ab und wurde lieber britischer Politagent in Bagdad, das damals in osmanischer Hand war. Nun hatte er Zeit, seiner eigentlichen Passion nachzugehen. 1846 veröffentlichte Rawlinson seine Übersetzung der persischen Fassung von Behistun. 1851 war dann die babylonische Fassung an der Reihe.

Keile auf Leben und Tod

Die berühmte Inschrift des Dareios I. (522–486 v. Chr.) von Behistun ist in einer Höhe von 100 Metern an einem steil bis zur Straße abfallenden Felsen angebracht. Die unterste Nische der geglätteten und bearbeiteten Wand hat gerade mal so viel Raum, dass ein Mensch dort stehen kann. Der Text in drei Sprachen – Altpersisch, Elamisch und Babylonisch – umfasst eine Fläche von 15 × 25 Metern. Um ihn zu kopieren, hat Henry Creswicke Rawlinson allerlei Wagnisse auf sich genommen, die er in seinem Tagebuch detailliert wiedergibt. Am leichtesten war die persische Fassung zu erreichen, für die er nur Leitern an der engen Nische aufstellen musste. Schlimmer war es mit den anderen Fassungen, für die er sich gefährliche Brücken- und Schaukelkonstruktionen erdachte. Die größten Schwierigkeiten hatte er mit der babylonischen Fassung, an die er sich erst zehn Jahre später, 1847, heranwagte. Als seine Versuche mit einem Fernrohr missglückten, fand er einen kleinen Kurdenjungen, der wie eine Gazelle und mit modernsten Sicherungstechniken den Felsen erklomm, um dann unter Anleitung einen »Abklatsch« der Inschrift zu machen.

Ein neuer Forschungszweig wird geboren

Die Anwesenheit von Creswicke Rawlinson in Bagdad als britischer Konsul war für die ersten englischen und französischen Ausgräber von unschätzbarem Wert. Er konnte sie in

ihrer Arbeit unterstützen und bei Verhandlungen mit den osmanischen Paschas beraten. Den Abenteurer und Ausgräber von Nimrud, Austen Henry Layard (1817–1894), kannte er persönlich (mehr dazu im dritten Bonuskapitel). Seit ihrem gemeinsamen Weihnachtsfest im Jahr 1845 blieben sie enge Freunde und arbeiteten gemeinsam an der Entzifferung von Inschriften und Tontafeln, die Layard von seinen Ausgrabungen mitgebracht hatte. Mit seinen Arbeiten setzte das Multitalent Rawlinson wichtige Marksteine für die Entzifferung. Damit hatte er die *Assyriologie* als eigenständiges wissenschaftliches Fach etabliert.